

Beermann, der wieder in dem Buch geblättert hatte, stand auf und stellte sich hinter sie. Mit beiden Händen strich er über ihren Nacken, die Schultern und schließlich die Wirbelsäule. »Sie sind ungewöhnlich groß für eine Frau.«

Was sollte sie dazu sagen? Dass er recht hatte und sie als junges Mädchen unter ihrer Größe gelitten hatte? Dass sie deswegen immer ein wenig den Kopf eingezogen hatte, um sich kleiner zu machen?

Sanft betastete er erneut ihre Schultern. »Haben Sie hier hin und wieder Schmerzen?«

Selma schüttelte den Kopf, dann aber nickte sie zögernd. »Doch, gelegentlich.«

»Was für einen Schmerz?«

»Als hätte ich mich verhoben, bisweilen brennt es auch etwas.«

Jetzt drückte er mit zwei Fingern auf einen Punkt an ihrem Nacken. »Und hier?«

Sie verzog das Gesicht und nickte.

Beermann ging einmal um sie herum, legte dabei den Kopf schief und betrachtete sie. »Gefällt es Ihnen, so groß zu sein, Mademoiselle?«

»Inzwischen schon«, gab sie zu.

»Dann nehme ich an, Sie sind früher ein wenig geduckt gegangen, um kleiner zu erscheinen.«

Sie stutzte. »Das stimmt.«

»Dazu muss man kein Hellseher sein«, meinte er, wahrscheinlich, um ihrer eventuellen Frage zuvorzukommen. »Haben Sie Geschwister?«

»Nein, leider nicht.«

Warum fragte er sie das alles?

»Seien Sie so gut und stellen sich dort drüben mit dem Rücken an die Wand«, bat er sie, und sie tat, wie ihr geheißen.

Beermann sah sie aufmerksam an, nickte schließlich und winkte sie heran. »Gehen Sie langsam auf mich zu.«

Er kniff die Augen zusammen, murmelte: »Ah ja«, und nickte wieder. »Sie haben einen schönen, aufrechten Gang. Ich nehme an, Sie sind ein sehr disziplinierter Mensch.«

»Ich weiß nicht, ja, ich denke schon.« *Eigentlich bin ich das*, fügte sie für sich hinzu. *Aber ich scheine es verlernt zu haben. Stattdessen lebe ich in den Tag hinein.*

»Und Sie sind beherrscht.«

Sie ließ es unkommentiert stehen, da es nicht wie eine Frage geklungen hatte.

»Sind Sie musisch veranlagt?«

Sie nickte.

»Ziehen Sie sich wieder an, Mademoiselle.«

Selma ging zurück hinter den Paravent. Beermanns Fragen waren ungewöhnlich, und sie ging sie im Geiste noch einmal durch. Hatte sie alle so beantwortet, dass er damit etwas anfangen konnte?

»Wenn Sie fertig sind, kommen Sie bitte in das Zimmer rechts neben dem Paravent.«

Dann war die Untersuchung noch nicht abgeschlossen? Was hatte er nun vor?

Sie kleidete sich an und betrat danach einen kleinen Raum, in dem ein Schreibtisch und ein Bücherregal standen.

Beermann saß am Schreibtisch und bat sie, auf dem Stuhl Platz zu nehmen, der davorstand. »Erzählen Sie mir von Ihrer Kindheit.«

Sie seufzte verhalten.

»Und bitte seien Sie unbedingt ehrlich.« Er sah sie ernst an. »Ich unterliege der Schweigepflicht. Hatten Sie eine schöne Kindheit, Mademoiselle? Sind Sie behütet worden?«

»Von meinem Vater, ja.«

»Und Ihre Mutter?«

»Meine Mutter war viele Jahre sehr krank. Eine Nervenkrankheit. Es wurde irgendwann so schlimm, dass mein Vater mich aus dem Haus bringen musste.«

»Warum?«, fragte er erstaunt.

»Meine Mutter war immer unberechenbarer geworden. Sie schrie mich aus irgendeinem hanebüchenden Grund an, sprang plötzlich auf, um mich zu schlagen, und eines Tages ...« Selma verstummte.

»Ja?« Er sah sie interessiert an.

»Sie schrie mich wieder an, ich sei ungehorsam und würde sie mit Absicht provozieren.«

»Und? War es so?«

»Nein, ganz und gar nicht. Ich war eine brave Tochter.«

»Bitte erzählen Sie weiter.«

»Sie lief hinter mir her, wollte mich festhalten. Ich rannte die Treppe hoch, wollte in mein Zimmer. Sie holte mich ein, riss mich am Arm, und ich stürzte die Treppe hinunter. Mir ist Gott sei Dank nicht viel passiert, nur ein paar Prellungen und eine Gehirnerschütterung.«

»Haben Sie seitdem diese Kopfschmerzen?«

»Nein, die begannen schon früher.«

»Und dann?«

»Mein Vater wollte sich nicht mehr ständig um mich sorgen müssen, also hat er mich zu meinem Patenonkel gebracht.«

»Fühlten Sie sich dort wohl?«

Sie zögerte. »Ja. Nein, nicht sehr«, gab sie schließlich zu. »Mein Onkel ist Maler und hat mich unterrichtet, als er sah, dass ich talentiert war. Und später bin ich dann nach Paris gegangen, um Malerei zu studieren.«

»Sie sind also nicht nur musisch veranlagt. Das Malen ist eine besondere Art, sich auszudrücken, nicht wahr?«

Selma nickte verblüfft.

»So können Sie alles um sich herum vergessen, loslassen. Sie können sich damit abgrenzen. Es verschafft Ihnen den Abstand, nach dem Sie sich sehnen. Hab ich recht, Mademoiselle?«

»Ich möchte ganz ehrlich sein, Monsieur ...«

»Darum bat ich Sie.«

»Ich mag es, zu zeichnen und zu malen, aber es ... berührt mich nicht mehr so wie früher.«

»Und woran, glauben Sie, liegt das?«

»Wenn ich das wüsste.« Sie zuckte mit den Schultern. »Vielleicht habe ich mich verändert. Ich sehne mich danach, etwas zu tun, das mich erfüllt, das meinem Leben einen Sinn gibt.« Sie war ganz überrascht, dass sie so viel von sich preisgab.

»Malen Sie auch, wenn Sie Schmerzen haben, Mademoiselle?«

Sie berichtete ihm von den ungewöhnlichen Farben und Formen, die sie bisweilen sah, und dass sie dann zu ganz besonderen Bildern fähig war. »Es ist häufig eine starke Versuchung, aber ich gebe ihr nicht immer nach. Ich kann nicht zulassen, dass das Kopfweh meine Muse ist.«

In Wahrheit glaubte sie, nie besser zu malen. Der Schmerz und die damit verbundenen Visionen waren wie der Zugang zu einer anderen Welt, einer Welt, die nur aus Farben und Formen bestand; die vollendete Kunst.

»Es hin und wieder zu nutzen, finde ich nur klug.« Beermann hatte die ganze Zeit mitgeschrieben.  
»Bringt Ihnen Wärme Linderung?«

»Nein, meistens hilft mir ein kühles, feuchtes Tuch.«

»Was ist mit Berührung?«

»Es hilft zuweilen, wenn ich mit beiden Händen fest auf die schmerzende Stelle drücke.«

Ganz unvermittelt fragte er: »Sind Sie gerne eine Frau, oder haben Sie sich dann und wann gewünscht, ein Mann zu sein? Oder wünschen es sich womöglich immer noch?«

»Als ich klein war, habe ich mir manchmal vorgestellt, wie es wäre, ein Junge zu sein. Dann und wann verkleide ich mich als Mann und spaziere abends durch die Stadt.« Sie räusperte sich, weil sie sich plötzlich albern vorkam. »In Lübeck habe ich das getan«, erklärte sie rasch, »hier in Paris nicht.«

»Es bedeutet für Sie Freiheit und Selbstbestimmung. Und es hält Ihnen die Männer vom Leib.«

»Nicht alle«, erwiderte sie trocken, und er lachte.

»Erzählen Sie mir, was Sie nachts träumen.«

»Ich träume dann und wann von meiner Mutter. Und von einem großen Haus mit leeren Zimmern. Die Fenster sind mit schweren Vorhängen verdunkelt, und ich gehe umher und wünsche mir, sie öffnen zu können.«

»Aber es geht nicht?«

»Nein.«

»Was empfinden Sie dabei?«

»Ich bin furchtbar enttäuscht, zuweilen auch wütend.«

»Auf wen? Sich selbst?«

»Ich weiß nicht, ja, vielleicht.«

»Treten die Schmerzen häufiger auf, wenn Sie unruhig sind? Wenn Sie sich vor etwas fürchten?«

Sie nickte zögernd. Noch nie hatte ihr jemand so intensiv zugehört. Beermann schien ihr Innerstes nach außen zu krepeln und jeden noch so abwegigen Gedanken für wichtig zu halten.

»Können Sie mir helfen, Monsieur?«, fragte Selma nach einer Weile, in der Beermann geschrieben und sie ihm dabei zugesehen hatte.

Er hob den Kopf und sah sie an. »Das denke ich schon, Mademoiselle.«

Er erzählte ihr von der Ähnlichkeitsregel, wie er es nannte. »Die Tollkirsche zum Beispiel verursacht unter anderem Kopfschmerzen. Aufbereitet und in abgeschwächter und verdünnter Form wird sie gegen den Schmerz eingesetzt. Ich betrachte den Menschen, seine Konstitution und seine Geschichte, also seine Vergangenheit, als Einheit, als Ganzes. Ich denke, Ihnen wird Belladonna, die Tollkirsche, helfen.«

Er erklärte ihr, wie das Mittel einzunehmen war. »Die Kügelchen werden mit ein wenig Wasser angefeuchtet auf die Zunge gelegt. Oder aber Sie lösen sie in Wasser auf und schütteln kräftig. Es ist wichtig, dass Sie es mit einem Holzlöffel und nicht mit einem Silberlöffel einnehmen. Silber kann die Wirksamkeit verändern. Anfangs wird es sehr wahrscheinlich zu einer Verschlimmerung der Schmerzen kommen, vielleicht kommen sie auch häufiger. Ich nenne es die Erstverschlimmerung, ein gutes Zeichen, dass das Mittel, das ich verabreicht habe, das richtige ist.«

Selma nickte. »Ich habe in Ihrem Buch darüber gelesen. Eine Zeit lang habe ich darüber nachgedacht, auch Medizinerin zu werden«, gestand sie ihm. »Aber die Art und Weise, wie die Ärzte an eine Erkrankung und damit auch an einen Erkrankten herangehen, hat mich abgeschreckt.«

Sie erzählte ihm, dass sie sich während ihres Kunststudiums in die Sezierräume des medizinischen Instituts geschlichen hatte, um sich einen toten menschlichen Körper anzusehen. »Das, was ich dort zu sehen bekam, brachte mich in den folgenden Nächten um den Schlaf. Ich habe nie wieder einen Fuß in die Räume gesetzt.«

Beermann nickte, als wäre er nicht sonderlich überrascht. Er strahlte Güte und Weisheit aus, Eigenschaften, die Selma schon immer imponiert hatten. Sie fühlte sich wohl in seiner Gegenwart. »Ich habe lange als Arzt und Wissenschaftler gearbeitet und habe nur das Symptom, die Erkrankung gesehen, nicht den Menschen. Es war nicht nur so, dass ich glaubte, ihnen nicht wirklich helfen zu können, ich war der Meinung, dass ich das Falsche tat. Ich begann an der falschen Stelle, zäumte das Pferd von hinten auf, anstatt die Wurzel des Übels, des Problems zu suchen und auch die Psyche des Erkrankten, seine Lebensgeschichte miteinzubeziehen.«

Selma hatte bei jedem seiner Worte genickt. Sie wusste genau, was er meinte. Ihr wäre es als Ärztin wohl genauso gegangen. Vielleicht war es absurd, aber in diesem Moment sah sie sich als seine Verbündete. »Sie haben die wahre Medizin entdeckt«, sagte sie leidenschaftlich.

»Anfangs waren meine Frau und meine Kinder meine Versuchsobjekte. Ich musste wissen, ob ich auf dem richtigen Weg war. Selbstverständlich habe ich es auch an mir selbst getestet. Möglicherweise war es manchmal nicht ganz ungefährlich. Ich habe Chinarinde eingenommen, nachdem ich ein medizinisches Fachbuch eines schottischen Chemieprofessors übersetzt hatte. Es gab etliche Unklarheiten, Ungereimtheiten im Text, und ich sah mich gezwungen, das Mittel an mir selbst auszuprobieren. Ich entwickelte Wechselfiebersymptome, und mir wurde klar, dass ich auf dem richtigen Weg war.«

»Sie waren sehr mutig, Monsieur.«

»Vor allem war ich neugierig und wollte mir und der Welt etwas beweisen.«

»Es ist Ihnen gelungen. Etwas Neues, Bahnbrechendes zu versuchen, bedeutet oft, an seine Grenzen zu gehen. Und bisweilen auch darüber hinaus.«

»So ist es. Als meine Frau starb, brach eine Welt für mich zusammen. Sie war meine Weggefährtin, Vertraute und Begleiterin. Wir teilten die Leidenschaft für die Homöopathie, mit einem Mal kam ich mir entsetzlich allein vor, so, als müsste ich von vorn beginnen.«

Selma war gerührt, dass er sie in seine Seele blicken ließ. »Ihre Frau war auch Ärztin?«

»Nein.« Er schüttelte bedächtig den Kopf, schien weit weg zu sein. »Sie war die Stieftochter eines Apothekers und genau wie ich sehr neugierig. Sie wollte den Dingen immer auf den Grund gehen.«

Den Dingen auf den Grund gehen, nach der Wahrheit suchen und sie vor allem auch erkennen, war etwas, das Selmas Vater sie ebenfalls gelehrt hatte.

»Meine Frau war in alles involviert, was ich tat«, sprach Beermann weiter. »Oft war mir gar nicht klar, dass sie keine Medizinerin war. Sie hatte sich so viel Wissen angeeignet, dass sie mir meiner ebenbürtig erschien.« Er seufzte. »Und sie hat mich so genommen, wie ich nun mal bin: ein unruhiger Geist.«

Wie liebevoll er von seiner Frau sprach und wie nah die beiden sich gestanden haben mussten. Sie schienen ihre Aufgabe im Leben, ihre Bestimmung gefunden zu haben.

»Sie sind nicht verheiratet«, sagte Beermann. »Darf ich fragen, aus welchem Grund? Sie sind eine schöne, kluge Frau und werden die Verehrer kaum zählen können.«

Selma zögerte, und er entschuldigte sich für seine neugierige Frage. »Sie müssen sich nicht entschuldigen, Monsieur. Es gibt Verehrer, ja, aber niemand ist dabei, dem ich mein Herz schenken kann.« *Auch nicht Pierre*, dachte sie und spürte etwas wie Enttäuschung und Ernüchterung. Sie würde ihm nie das geben können, was er brauchte. Und umgekehrt war es nicht anders.

»Ich verstehe. Außerdem wollen Sie Ihre Eigenständigkeit nicht aufgeben. Hab ich recht?«

»Eigenständigkeit?« Selma lachte unfroh auf. »Ich lebe von dem Geld, das mein Vater mir schickt. Ab und an verkaufe ich ein Bild, das deckt meinen Lebensunterhalt aber bei Weitem nicht.«

»Wie steht Ihr Vater zu dem, was Sie tun?«

»Er hat mich immer darin bestärkt, mein Glück, meine Erfüllung in der Kunst zu finden. Und das, obwohl er die Vernunft für eine der wichtigsten Tugenden und Charaktereigenschaften hält.«

Es klopfte an der Tür, und die ältere Frau, die Selma ins Behandlungszimmer gebeten hatte, trat ein. »Monsieur? Pardon, ich weiß, dass Sie nicht gestört werden möchten, aber es handelt sich um einen Notfall.«

Er nickte nur und stand auf. »Wir müssen unser Gespräch unterbrechen, Mademoiselle.«

»Darf ich ein anderes Mal wiederkommen?«

»Aber natürlich. Die Behandlung ist nicht abgeschlossen. Lassen Sie sich von Madame Morel einen Termin geben.«

Selma nickte, verabschiedete sich und verließ das Zimmer.

Zwei Tage später saß sie wieder in seinem Behandlungszimmer und wartete auf ihn.

Beermann hatte das gefunden, wonach sie noch immer suchte: eine Bestimmung, den Sinn des Lebens. Er wusste, wofür er lebte, warum er Morgen für Morgen aufstand.

Als die Tür aufging, fuhr sie zusammen. »Ah, Mademoiselle Jung.« Er reichte ihr die Hand. »Schön, dass Sie gekommen sind. Hatten Sie wieder Schmerzen?«

»Nein.«

Er setzte sich, nahm seinen Federhalter auf und sah sie erwartungsvoll an. »Erzählen Sie mir von Ihrem Leben, Ihrem Alltag.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich stehe morgens auf, mache einen Spaziergang und überlege, was ich tun will.«

Sie verstummte, beinahe erschrocken, weil es sich furchtbar anhörte. »Ich male oder zeichne«, sprach sie stockend weiter. »Und am Abend gehe ich zu Bett, meistens recht spät, weil ich früher keinen Schlaf finden kann.«

»Grübeln Sie viel?«

»Viel zu viel.«

»Wie sah Ihr Alltag daheim in Lübeck aus, Mademoiselle?«

»Nicht viel anders. Nur dass ich noch mehr Gewissensbisse hatte. Ich hatte immerzu das Bedürfnis, mich vor meinem Vater zu rechtfertigen.«

Beermann schwieg, und sie fragte sich, was er wohl über sie dachte.

»Wenn mein Vater ein Abendessen gab, zu dem Geschäftspartner und Freunde eingeladen waren – ich glaube, ich vergaß zu erzählen, dass er Tuchkaufmann ist –, saß ich unter all den schwatzenden Ehefrauen, die es zu genießen schienen, sich nur um sich selbst kümmern zu müssen. Die Mode für ein